

Darina al-Joundi
Mohamed Kacimi

*Der Tag, an dem Nina Simone
aufhörte zu singen*

Darina al-Joundi
Mohamed Kacimi

*Der Tag,
an dem Nina Simone
aufhörte zu singen*

Aus dem Französischen
von Regina Keil-Sagawe

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
Le jour où Nina Simone a cessé de chanter bei Actes Sud in Paris.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. GFA-COC-1262
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *EOS*
liefert Salzer, St. Pölten.

1. Auflage

Copyright © 2008 Actes Sud
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009
beim C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN: 978-3-570-01105-8

www.cbertelsmann.de

Vorwort

Es war im Juni 2006, als ich in einem Pariser Theater einen Abend rund um Beirut organisierte. Nach der Vorstellung kam eine junge Frau zu mir, ganz in Schwarz, schüchtern, ja geradezu verschüchtert, drückte mir ein Manuskript in die Hand und verschwand ohne ein Wort. Noch am selben Abend habe ich den Text gelesen. Ein offener Brief an einen Vater, der für seine Tochter den Traum von der grenzenlosen Freiheit geträumt hatte, einer Freiheit, die sie gelebt hatte und wegen der sie in grausame Abhängigkeit geriet. Der Text war verblümt, ja nachgerade verschämt formuliert. Ich rief sie an und fragte, ob sie bereit wäre, wirklich auszupacken. Sie ließ sich mit verblüffender Offenheit darauf ein. Erzählte von ihrer Kindheit, ihren Kriegen, ihren Drogen und Liebhabern, ohne Tabu. Sie erzählte und erzählte, und ich, ich schrieb mir die Finger wund. Aus dieser Begegnung hat sich eine enge Freundschaft entwickelt und ein Theater-*text*. Ich schickte ihn Alain Timar, dem Leiter des *Théâtre des Halles* in Avignon. Am folgenden Morgen stieg er in den TGV, um ihr vorzuschlagen, den Text zu inszenieren und damit während des Festivals von Avignon bei

ihm aufzutreten. Sie, die seit ihrer Kindheit schauspielte, hatte in Frankreich noch nie auf der Bühne gestanden. Das Exil hatte zu einer unfreiwilligen Abkehr vom Theater geführt. Sie hatte solch eine unbändige Spielwut im Leib, dass sich die Leute bereits am dritten Tag darum schlugen, sie auf der Bühne zu erleben. Ketzerisch, von glutvoller Schönheit und hemmungslos befreit, entwickelte sie in der Chapelle Sainte-Claire die Sprengkraft einer Bombe.

Die gesamte französische Presse sprach von ihrer Performance. Laure Adler und Fabienne Pascaud priesen sie als die Offenbarung des Festivals 2007. Und das Märchen ging weiter. Thierry Fabre hatte das Stück gesehen und regte an, daraus eine Erzählung zu machen. Und so trafen wir uns erneut in Paris. Tag für Tag erzählte mir Darina ihr Leben, abwechselnd in arabischer und französischer Sprache, und ich schrieb mit. Am Ende saß ich mit Hunderten von Blättern da. Das Ganze wollte arrangiert sein, ohne dass sich die Musik ihres mündlichen Erzählstroms verlor, wollte zu einer Fiktion verarbeitet werden, in der doch jedes Wort wahr wäre. Darinas Lebensroman ist zugleich die irrwitzige Geschichte eines Libanon, der im Krieg aufblüht und im Frieden dahinwelkt. Sie zeigt, wie verwundbar die weibliche Freiheit doch ist, die für den Mann auf immer und ewig ein Fremdwort bleiben wird.

Mohamed Kacimi

I

»Stellt diesen gottverdammten Koran ab!«

Keine Ahnung, warum ich geschrien habe. Aber schreien musste ich, um das Wort nicht zu brechen, das ich meinem Vater gegeben hatte: nicht zu dulden, dass bei seiner Beerdigung aus dem Koran gelesen wird.

Mein Vater ist genau an dem Tag gestorben, an dem ihm klar wurde, dass es keine Geschichten mehr gab, die er mir erzählen konnte. Ich bin allein mit seinen sterblichen Überresten. Er liegt völlig nackt in der Mitte dieses großen Raumes, mit nichts als einem weißen Leintuch bedeckt. Er liegt auf dem Rücken, die Hände über seinem Geschlecht gekreuzt. Ich betrachte ihn, er wirkt so heiter. Zum ersten Mal in meinem Leben spüre ich, dass er Frieden gefunden hat. Seinen Tod bedauere ich nicht. Ich wusste es seit Langem, er würde sterben, weil er mir alles erzählt hatte, was es zu erzählen gab. Durchs offene Fenster kann ich die Häuser meines Dorfes sehen, Arnoun, genannt Château de Beaufort. Noch immer steigt Rauch aus den bombardierten Häusern. Die israelische Armee hat den Südlibanon eben erst geräumt, nach zwanzig Jahren Besatzung. Ich sehe die Hügel ringsum, schwarz

vor Menschen sind sie. Die Leute sind aus Tyros und Sidon gekommen, aus Damaskus, Aleppo, Beirut und Amman, um der Bestattung meines Vaters beizuwohnen. Ich streichle sein Gesicht, die reinste Babyhaut, noch lebenswarm. Es ist Januar. Es regnet, ich kann den Duft des Regens riechen, der aus der roten Erde des Südlibanon aufsteigt. In der Ferne sehe ich die Ebenen Galiläas. Und hoch am Himmel den Schnee, der auf die Gipfel des Hermon herunterfällt. Da öffnet sich die Tür, Frauen in Schwarz strömen herein. Sie weinen und stöhnen. Werfen sich über meinen Vater. Küssen sein Gesicht ab. Seine Hände. Und die Füße! Mit einer solchen Gier! Ich murmle meinem Vater ins Ohr: »Du Schlawiner! Hast aber auch keine Gelegenheit verpasst!«

Plötzlich höre ich eine seltsame Stimme, die mir einen Stich in den Bauch gibt. Einen Schrei, der mir den Schädel aufschlitzt, mir in die Haut schneidet. Irgendwer hat begonnen, Koransuren zu grölen. Ich öffne die Tür zum Nebenraum. Er ist voller schwarz gekleideter Frauen, sie sitzen weinend vor einem Kassettenrekorder, aus dem Gebete aufsteigen. Ich steige über sie hinweg, trete auf Körperteile, greife nach dem Rekorder. Stelle den Ton ab. Entgeistert schreien die Frauen auf. Meine Mutter und meine Schwestern versuchen, mich zurückzuhalten: »Lass das, du bist ja verrückt, das ist kaum der Moment ...«

Ich flüchte zu meinem Vater ins Zimmer. Drehe zweimal den Schlüssel im Schloss der schweren Eichentür. Höre die Männer brüllen:

»Du Wahnsinnige, stell sofort den Koran wieder an, sonst bringen wir dich um! Mach die Tür auf, du Schlampe! Man stellt Gottes Wort nicht ab, öffne, du Nutte, wenn du an Gottes Heiliges Buch rührst, bist du tot!«

Von hinter der Tür schreie ich zurück: »Dieser Gott ist nicht der Gott meines Vaters! Mein Vater hat überhaupt nie einen Gott gehabt. Er hat mich schwören lassen: ›Meine Tochter, pass bloß auf, dass diese Hunde am Tag meines Todes nicht den Koran anstellen. Meine Tochter, bitte, ich will Jazz haben, wenn ich tot bin, und Hip-Hop, aber bloß nicht den Koran.‹ Ich spiele gerne Nina Simone für ihn, Miles Davis, Fairouz oder meinetwegen Mireille Mathieu, aber nichts aus dem Koran. Hört ihr, ich werde ihm statt eurer Gebete lieber *Der letzte Tango von Paris* vorspielen. Er ging so gerne ins *Coupoule*, er aß so gern französische Butter, am liebsten Fleurier demi-sel. Ihr begrabt ihn mir nicht, wie ihr euch das denkt, das lasse ich nicht zu. Nie werde ich euch die Tür aufmachen!«

Ich nehme die Korankassette aus dem Rekorder und lege stattdessen *Save Me* von Nina Simone ein. Das Getrommel an der Tür wird noch wilder. Ich beginne zu tanzen, ganz allein, für mich und meinen Vater. Ich rede laut mit ihm, als wollte ich ihn auferwecken: »Na, zufrieden? Jetzt hast du alles, was du wolltest, deine Nina Simone, deinen Jazz, und den Koran, den hab ich dir erspart, stimmt's? Und wie soll es jetzt mit mir weitergehen? Wer soll mich jetzt vor diesen Monstern beschützen? Du hast immer gesagt: ›Nimm dich in Acht vor den Män-

nern dieses Landes, meine Tochter, den Frauen gegenüber benehmen sie sich wie Monster. Sie tun alles, um den Schein zu wahren, sie sind an ihre Traditionen gefesselt und von Gott besessen, sie zappeln im Griff ihrer Mütter und im Schraubstock des Geldes. Sie verbringen ihr Leben damit, dem Herrgott ihren Hintern auf dem silbernen Tablett zu servieren, sie öffnen ihren Hosenschlitz, als wollten sie ein Maschinengewehr laden, sie lassen ihren Schwanz wie einen Pitbull auf die Frauen los. Was für elende Hunde!

Vorhin wollte eine deiner Exmaitressen dir die Hände küssen. Ich habe ihr geraten, doch lieber deinen Schwanz zu küssen. Wer weiß, vielleicht hätte sie dich zum Leben erweckt. Sie der Jesus und du der Lazarus.«

Als Kind habe ich immer alle Leute gebissen. Meine Schwester Nayla hat noch heute die Spuren meiner Zähne an ihrem Körper. Ich hasste es, Mädchenkleidung zu tragen. Mein schwarzes Haar hatte ich stets ganz kurz geschnitten. Ich sah aus wie ein Straßenjunge. Bei den Leuten im Dorf hieß ich nur »der kleine Hassan«. Sie hielten mich für einen Jungen. Ich fand es furchtbar, mich zu waschen, es war so kalt. Meist war ich völlig verdreckt, weil ich ständig Heuschrecken fing. Ich brach ihnen die Flügel, sperrte sie in Streichholzschachteln und verarbeitete sie zu Salat, den ich den Kindern im Dorf Arnoun anbot.

Unser Haus war aus den Trümmern des Château de Beaufort erbaut, einer alten Kreuzfahrerfestung aus dem 11. Jahrhundert. Von dort wurde damals die Straße nach Palästina kontrolliert. Unser Haus stand abseits des übrigen Dorfs. Eine Allee aus Linden und Trauerweiden führte dorthin. Die Erde der Felder ringsum war blutrot. Und voller riesiger Sonnenblumen und heller Felsbrocken, die wie Skulpturen eines fantastischen Bestiariums aussahen.

Mein Vater war ein komischer Vogel. Er wurde 1933 in Salamiyeh geboren, einer Stadt in Nordsyrien, in der lauter Dichter, Schriftsteller und Kommunisten lebten. Die meisten Bewohner waren Ismaeliten, Mitglieder einer Gemeinschaft von Neuplatonikern, denen der Verstand wichtiger ist als der Glaube. Die Ismaeliten beten in ihrem Tempel statt zu Jesus oder Mohammed zu Aristoteles und Platon.

Als mein Vater fünfundzwanzig wurde, 1958 also, ging er ins Exil in den Libanon, wo er Literatur und Philosophie unterrichtete, erst in Tyros, dann in Beirut. Sein Leben lang würde er den Akzent von Salamiyeh beibehalten. Er hatte immer seine Abaya an, den langärmeligen dunklen Überwurf, dazu trug er lederne Riemensandalen, die seine Mutter ihm jedes Jahr am Ende des Ramadan zum Aid-Fest schickte, zusammen mit einer Schachtel Gebäck. Meine Mutter lernte er in Beirut kennen. Sie wurde im Nu schwanger. Um einen Skandal zu vermeiden, mussten sie heiraten.

Meine Mutter trug einen der ganz großen Namen des libanesischen Radios. Sie war der Spross einer bedeutenden Familie von Landbesitzern und Gelehrten. Ihr Vater hatte als Gendarmerieoffizier in der Armee des Scherifen Hussein von Jordanien gedient. Hussein von Jordanien hatte ihm seine letzte Fahne vermacht. Großvater verwahrte sie sorgfältig in seinem hohen Schlafzimmerschrank. Auf die Fahne hatte der Scherif geschrieben: »Diese Fahne soll dem künftigen Befreier Jerusalems gehören.«

Als Kinder hielten wir Palästina für ein Märchenland.

Da mein Großvater die Dinge, die er anfang, niemals zu Ende führte, fehlte das Dach des Badezimmers. Und so duschte ich, wenn ich denn duschte, entweder im Sonnenschein oder im Sternenlicht. Auf den Feldern gab es eine Wanne, in der sammelten wir das Regenwasser. Hier im Süden hatte kein Mensch fließendes Wasser.

Meine Großmutter entstammt einer Familie von Landbesitzern aus Ghandouriyeh. Sie besaß Ländereien am Ufer des Litani, wo wir unsere Ferien verbrachten. Sie hat nie den Schleier getragen. Im Süden verschleierte sich damals keine Frau, und kein Mensch kümmerte sich um den Ramadan.

Abends, wenn es dämmerte, ging ich oft mit meinem Vater zur Burgruine von Beaufort hinauf. Er erzählte mir von dem Geist eines Ritters, der hier oben herumspukte auf der Suche nach seiner Geliebten, einer Dame im walenden blauen Gewand. Ich glaubte so sehr an seine Geschichten, dass ich die Küsse der Liebenden in der Dunkelheit hörte.

Mein Vater fuhr zu jener Zeit einen blauen Simca, arbeitete für *Le Destour*, eine Beiruter Zeitung, und unterrichtete nebenher an der orthodoxen Schule. Er trank für sein Leben gern, hörte gern Musik und umgab sich gern mit schönen Frauen. Er hing sehr an Arnoun, es erinnerte ihn an sein Heimatdorf, Salamiyeh. Morgens waren wir immer schon zeitig auf den Beinen. Khadîdja, unsere Haushaltshilfe, trommelte in aller Herrgottsfrühe an die Tür. Sie buk für uns Crêpes mit Zucker und Butter. Ich schnappte mir den Kochtopf und holte frische

Milch vom Bauern nebenan. Wenn ich zurückkam, war der Tisch mit Oliven, Frischkäse und nach Sommer duftenden Tomaten gedeckt, dazu gab es Gurken und vor allem Körbe voller Kaktusfeigen, die mir denkwürdige Verstopfungen bescherten.

Wir waren drei Schwestern, aber Rana, die Älteste, hatte nie viel mit uns zu tun, sie schwebte schon immer in anderen Sphären. Sie schrieb Gedichte und klebte wie eine Klette an Großvater. Ich war zu wild und brutal, meine Schwester Nayla zu sanft und gutgläubig. Ich stopfte ihr Erbsen in die Nasenlöcher oder schleppte wurmstichige Früchte an. Sie vertraute mir blind und schluckte alles.

Mein Vater, weit davon entfernt, mir die Leviten zu lesen, amüsierte sich köstlich über meine dummen Streiche. Er hegte eine barbarische Begeisterung für meine Vergehen. Der Vaterrolle hat er sich wohl schon seit unserer frühesten Kindheit entledigt und sich lieber zum Komplizen unserer Fehler, unserer Irrtümer und unseres Erfolgs gemacht. Um uns Arabisch beizubringen, sang er mit uns morgens um sechs Uhr die Lieder aus Salamiyeh. Er liebte es, so früh aufzustehen. Selbst auf dem Klo antwortete er uns noch in Reimen. Einen einzigen Gedichtband hat er geschrieben, das war während eines Gefängnis-aufenthalts in Syrien, auf mehrere Zigarettenpackungen. Daraus rezitierte er Verse, wenn er nicht die Callas bis zum Anschlag aufdrehte und sich lauthals der Deklamation arabischer Bacchantenpoesie hingab. Er vergötterte Mahmoud Darwisch und verabscheute Adonis, der kein einziges Mal die Diktatur des Alawiten-Regimes in Da-

maskus verurteilt hatte. Er konnte ganze Abende damit verbringen, den verflossenen Ruhm der Omajjaden oder Abbasiden heraufzubeschwören und sich dann im dialektischen Materialismus zu verlieren. Marx sei in Salamiyeh geboren worden, erklärte er uns.

Wenn es dämmerte, machten meine Eltern es sich unter dem dichten Dach ihrer Weinlaube bequem. Wir hatten einen Holztisch mit einer gelben Wachstuchdecke, an dem sie Karten spielten und Arak tranken. Mein Vater qualmte wie ein Schlot, fünf Packungen Gitanes am Tag. Die Asche ließ er auf Schritt und Tritt zu Boden fallen, sämtliche Teppiche im Haus waren voll davon. Meine Mutter war sehr verliebt in ihn. Sie wusste von seinen Abenteuern, stellte sich aber ahnungslos.

Unsere Kindheit war ein Fest. Unsere Eltern weckten unseren Sinn für das Schöne. Dichter, Journalisten und alle möglichen Aktivisten klopfen unangemeldet zu jeder Tageszeit an unsere Tür. Meine Mutter musste ständig improvisieren. Im Handumdrehen hatte sie für zwanzig Personen gedeckt. Mezze, allerlei Gegrilltes, gefüllte Weinblätter, Kebbe, Käse, Hähnchenflügel und Falafel häuften sich wie durch ein Wunder auf dem Tisch. Der Alkohol floss in Strömen. Wir Kinder schliefen oftmals unter dem Tisch ein, um ja kein einziges Gedicht zu verpassen. Meine Kindheit bestand aus dem Klirren von Arakgläsern und dem Gelächter meines Vaters, das die Wände zum Beben brachte.

3

Beirut war eine freie Stadt, eine Oase für all die arabischen Intellektuellen, die in ihren Ländern Rede- und Versammlungsverbot hatten. Es war auch die Hauptstadt der PLO, die Palästinenser diktierten die Spielregeln, Beirut war ihre Republik. Und Beirut war ein Bordell, mit den Huren von Hamra und denen vom Hafen, die rings um das Saint-Georges auf Freierfang gingen. Mein Vater verbrachte sein Leben zwischen dem *Dolce Vita* in Raouché und dem *Café Horseshoe* in Hamra. Morgens unterrichtete er, abends war er in den Zeitungsredaktionen unterwegs, und die Nächte durchtanzte und durchtrank er bei *Oncle Sam*, in der *Cave des Rois* oder im *Whisky à Gogo*. Er lebte ein echtes *Dolce Vita*. Wenn er ausging, war meine Mutter immer mit von der Partie, sie amüsierten sich beide wie verrückt. Er hat seine Frau nie versteckt, wie die meisten Araber das tun. Er hat dreizehn Romane und fast all seine Gedichte in Terrassencafés geschrieben.

Ich bin am 25. Februar 1968 in Beirut zur Welt gekommen, mein Vater war am Tag meiner Geburt nicht da, er war gerade in den Untergrund gegangen, um »Palästina zu befreien«. Ich erinnere mich noch an seine Rückkehr

kurz nach meinem dritten Geburtstag. Ich war in meinem Zimmer, als plötzlich ein Mann vor mir steht, hochgewachsen, mit großen blauen Augen und dem Ansatz einer Glatze, er wirft sich auf mich, und ich laufe weinend vor ihm davon, und diese erste Begegnung würde er nie vergessen. Wir bewohnten zu der Zeit ein großes Haus in Ain El-Roumaneh, mitten im Christenviertel.

Mein Vater war überzeugter Laizist. Sein Leben lang achtete er darauf, nur in christlichen Vierteln zu wohnen und uns nur in katholische Schulen zu schicken. Er bewunderte Christus, verglich ihn mit Che Guevara. Er fand ihn schön und meinte immer, ein Typ, der Wasser in Wein verwandelt, der kann nicht von Grund auf schlecht sein.

Als ich fünf war, meldete mich mein Vater, der immer laizistischer wurde, bei den Schwestern von der Heiligen Familie im Viertel Baabda an. Er hat mir nie gesagt, ob ich Christin oder Muslimin bin. Ich ging mit Begeisterung in die Schulkapelle, berauschte mich am Weihrauchduft und versäumte keine einzige Messe, weder die auf klassisch Arabisch noch die auf Latein. Ich liebte es zu sehen, wie die libanesischen Christinnen eine Kirche betreten: Sie werfen sich mit solcher Inbrunst auf die Christusstatue, umschlingen die Hüften des Heilands, bedecken ihn von den Knien bis zur Brust mit ihren schmatzenden Küssen. Sie lecken ihm den Nabel und die Schenkel. Auch ich lernte, Christus um die Taille zu fassen und seinen Lendenschurz zu küssen. Aus mir wurde eine echte Maronitin.

In der Schule war es streng verboten, während des Unterrichts oder in der Pause Arabisch zu sprechen. Die Schwestern teilten in der ersten Stunde Holzstäbchen aus, die sie »Signale« nannten. Wenn einem Kind ein arabisches Wort entfuhr, schoben sie ihm gleich ein »Signal« in die Tasche. Am Ende des Tages zählten sie unsere muttersprachlichen Verstöße zusammen und bestrafte uns. Quirlig wie ich war, musste ich jeden Tag mehrere Hundert Male hintereinander »Ich werde nicht arabisch sprechen« in mein Strafheft schreiben.

Ich hatte keinen Spaß am Unterricht, weder an Französisch noch am Rechnen, nur den Katechismus, den liebte ich heiß und innig. Ich verputzte Unmengen von Hostien und ließ mich einlullen von den Geschichten von Maria Magdalena, Lazarus, Judas und dem wunderbaren Fischfang. Ich jubelte innerlich, wenn uns Schwester Maria die Geschichte von Jesus und der Dirne erzählte. Beirut war eine Stadt voller Huren, und ich stellte mir vor, wie sie alle Christus küssten, weil er sie davor bewahrt hatte, mit Steinen beworfen zu werden.

Ich lutschte dauernd am Daumen und spielte mit meinem Nabel. Meine Mutter hatte alles versucht, aber umsonst. Eines Abends zog sie sich ein Laken über den Kopf und tauchte überraschend in unserem Zimmer auf. Ich bekam mich vor Lachen nicht mehr ein, während meine ältere Schwester vor Schreck Pipi ins Bett machte. Rana war sehr dominant. Einmal, als sie auf der Schaukel saß, bettelte ich, mich auch mal hinaufzulassen. Sie aber blieb

stur. Da habe ich einen großen Stein aufgehoben. Sie blickte mich drohend an.

»Schlag doch zu, wenn du ein Kerl bist!«

Da habe ich aus Leibeskräften zugeschlagen. Es brauchte fünf Stiche, um ihre Stirnwunde zu nähen.

Nayla und ich, wir sangen die ganze Zeit. Wenn mein Vater sich abends mit seinen Freunden traf, benutzte er uns als Jukebox. Er nahm uns häufig mit. Dank ihm habe ich schon früh das Theater entdeckt. Ich durfte mit ins Grand Théâtre von Beirut, wo Chouchou spielte, damals der populärste Schauspieler überhaupt. Er hatte einen ganz langen Schnauzbart, à la Pierre Vassiliu. Eines Abends schlich ich mich in seine Garderobe. Ich wollte ihn am Schnurrbart ziehen, um zu sehen, ob der echt war. Aber die Aufseher machten mir einen Strich durch die Rechnung.

Eines Tages in der Vorschulklasse, da habe ich mit meinen Freundinnen von der Heiligen Familie eine alberne Wette abgeschlossen: den blauen Rock von Schwester Marie-Thérèse hochzuheben, wenn sie sich in der Kapelle zum Kerzenanzünden über den Altar beugt. Und ich hab's getan. Zur Strafe hat sie mich an Hals und Gesicht, an Händen und Beinen mit Käse eingeschmiert und mich dann in eine winzige Zelle ohne Licht gesperrt.

»Du wirst schon sehen, du gottlose Göre, die Ratten werden kommen und dich mit Haut und Haaren auffressen.«

Ich hatte keine Angst. Ich kannte meinen Katechismus

ja in- und auswendig und war mir sicher: Jesus würde schon kommen, um die Ratten mit Steinen zu vertreiben, falls sie mich wirklich angriffen.

4

Meine syrischen Großeltern hatten 1973 beschlossen, zu uns ins Haus zu ziehen, um näher bei uns zu sein. Unsere Wohnung war die größere, von dort konnten wir auf ein Meer von Obstplantagen sehen.

Meine Großmutter verbrachte die meiste Zeit bei uns in der Wohnung. Sie war gerade siebzig geworden und konnte Stunden damit zubringen, sich Olivenöl ins Haar zu reiben. Sie hatte eine bemerkenswerte Oberweite. Ich träumte davon, ihren Busen zu sehen. An einem Sommernachmittag hatte sie sich zurückgezogen, um ungestört zu baden. Jetzt oder nie, dachte ich. Und riss die Tür auf. Da stand sie splitternackt in der Badewanne, das Kopfhaar pechschwarz, das Schamhaar schneeweiß, dazwischen nichts als Speckfalten. Und ihre Brüste, nie werde ich das vergessen, hingen ihr bis zur Taille herab, wie zwei Trinkschläuche, mit Vorhöfen so groß wie Orangen. Ich knallte die Tür wieder zu und brüllte los: »Oma hat Titten wie 'ne Kuh, Oma hat Titten wie 'ne Kuh!«

Das brachte mir die erste schallende Ohrfeige meines Lebens ein.

Unsere Nächte verbrachten wir zwischen Hamra und

der Corniche, der Uferpromenade, an den Stränden von Saint-Georges und Saint-Simon, wir aßen Eis auf der Place des Canons und Falafel bei Sahyoune, sahen Filme im *Rivoli* und tranken Kakao im *Wimpy*. In Hamra hatte jeder Dichter, jeder Literat einen eigenen Tisch, an dem er sich mit seinen Schülern umgab. Die hielten Lobreden auf ihre Lehrer oder spendierten ihnen etwas zu trinken.

Mein Vater konnte nicht leben ohne ein Programm für die nächste Party im Hinterkopf. Ständig musste ein Anlass gefunden, ein Vorwand ersonnen werden, um Freunde zum Ausgehen einzuladen. Der kritischste Augenblick war immer die Heimkehr. Er trank viel, aber er verlor nie den Überblick. Und ließ es sich niemals nehmen, selbst am Steuer zu sitzen.

Das Leben war schön, anders kann man es nicht sagen, aber trotzdem wurde meinen Schwestern und mir schon ziemlich früh klar, dass wir nicht wie die anderen waren. Unser Vater war ein politischer Flüchtling aus Syrien, der eine einfache Aufenthaltsgenehmigung hatte, die er alle drei Monate erneuern lassen musste, und unsere libanesischen Mutter konnte uns, so wie die Gesetze in der arabischen Welt nun mal waren, ihre Staatsangehörigkeit nicht übertragen, weil sie eine Frau war. Wir waren alle drei ohne Papiere in dem Land, in dem wir auf die Welt gekommen waren. Und in diesem Libanon, wo jeder nur dank seiner Gemeinde und seiner Konfession existiert, hatten wir weder Gemeinde noch Konfession.

Als wir unseren Vater fragten, ob wir Christinnen oder

Musliminnen seien, antwortete er nur: »Ihr seid freie Mädchen. Das reicht.«

Nach Großmutter's Busen entdeckte ich voller Begeisterung die Hoden der Jungs. Auch da faszinierte mich ihre Beschaffenheit, diese Falten, die an Cordsamt erinnern, dieses seltsame Ding, das mal ganz weich ist und wie eine faulige Frucht herunterhängt, sich dann wieder aufbläht und glatt wird wie Bimsstein. Ich wollte ihr Geheimnis ergründen. Die Gelegenheit bot sich, als einer meiner kleinen Cousins über Nacht bei uns blieb. Er war vielleicht acht Jahre alt. Nachdem alle eingeschlafen waren, zog ich ihn ohne Vorwarnung in mein Zimmer und zerrte ihm die Hose herunter. Der Anblick seines Geschlechts löste eine Art Heißhunger in mir aus, ich bekam plötzlich Lust, ihm die Eier zu quetschen, als wär's eine Weintraube, nicht, um ihm wehzutun, sondern aus purer Genusssucht, ähnlich dem Vergnügen, mit dem man auf einem weichen Karamellbonbon herumkaut. Ich presste mit aller Kraft das Objekt meiner Begierde zwischen den Fingern. Der Schrei, den er ausstieß, hat das ganze Haus geweckt.

Am Abend meines siebten Geburtstags, am 25. Februar 1975, wartete Vater zu Hause allein auf mich. Mutter war noch beim Radio. Er legte eine Platte von Nina Simone auf, *Feeling Good*. Dann zündete er eine Kerze an, die in einer leeren Flasche Ballantine's steckte. Er sagte, ich solle mich ihm gegenübersetzen. Dann stellte er zwei Kristallgläser hin und holte eine Flasche Bordeaux hervor, einen Pessac-Léognan. Er war so ernst, als wäre das ein Got-



Darina al-Joundi, Mohamed Kacimi

Der Tag, an dem Nina Simone aufhörte zu singen

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 160 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-570-01105-8

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: Mai 2009

Eine außergewöhnliche Jugend in Beirut

„Ihr seid freie Mädchen.“ Mit dieser ebenso beglückenden wie gefährlichen Botschaft schickt der Vater der Libanesin Darina al-Joundi seine Töchter ins Leben. Er selbst ist ein Freigeist, lebt ihnen religiöse Toleranz und Genuss vor und hört lieber Nina Simone als arabische Musik. Darina genießt ihre Kindheit in der bunten Oase Beirut. Doch dann kommt der Krieg. Der täglichen Todesbedrohung begegnet Darina mit exzessiv durchgefeierten Nächten und dem Ausleben ihrer sexuellen Neugier. Doch als sie merkt, dass sie damit ihre konservative Verwandtschaft provoziert, ist es fast schon zu spät.

Eine ungeschönte, aber auch sehr poetische Beschreibung einer außergewöhnlichen Jugend in Beirut und ein Aufschrei gegen jede Form von Unterdrückung.

Ein berührender Einblick in den Konflikt zwischen Tradition und Moderne in einer muslimischen Familie.